

Ariel Magnus

*Die Schachspieler
von Buenos Aires*

Roman

*Aus dem argentinischen Spanisch
von Silke Kleemann*

Kiepenheuer & Witsch



Verlag Kiepenheuer & Witsch, FSC-N001512

1. Auflage 2018

Titel der Originalausgabe: *El que mueve las piezas (una novela bélica)*

© Ariel Magnus 2017. Published with arrangement with Literary Agency Michael Gaeb

All rights reserved

Aus dem argentinischen Spanisch von Silke Kleemann

© 2018, Verlag Kiepenheuer & Witsch, Köln

Alle Rechte vorbehalten. Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form (durch Fotografie, Mikrofilm oder ein anderes Verfahren)

ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Umschlaggestaltung: Rudolf Linn, Köln

Umschlagmotiv: © ullstein bild – Roger-Viollet

Autorenfoto: © Maximiliano Luna/Telam

Gesetzt aus der Garamond Premier Pro

Satz: Felder KölnBerlin

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

ISBN 978-3-462-05005-9

Vorwarnung

Dieser Roman ist von der ersten bis zur letzten Zeile ein Werk der Fiktion.

Viele der vorkommenden Figuren sind jedoch absichtlich der Realität (einschließlich der fiktiven Realität der Literatur) entnommen, sodass jede Ähnlichkeit mit unserer Welt (beziehungsweise unseren Welten) kein reiner Zufall ist.

Damit nicht mehr Verwirrung aufkommt als die streng unnötige, vorweg eine Klarstellung:

Heinz Magnus ist der wahre Name des Großvaters vom Autor dieses Romans. Sein Enkel hat ihn nie kennengelernt, jedoch ein Tagebuch von ihm gefunden, das so privat war, dass nicht einmal seine Kinder es gelesen hatten. Aus diesem Tagebuch wird hier wahrheitsgetreu zitiert.

Auch das Weltturnier für Schach, das 1939 in der real existierenden Stadt Buenos Aires ausgetragen wurde, gab es wirklich, wie auch leider den Weltkrieg, der während dieses Events ausbrach, und die daraus resultierenden großen und kleinen Probleme. Wahr sind auch die verschiedenen hier wiedergegebenen Zeitungsartikel

und Anekdoten, die – als wollten sie in ihrer Bedeutung endlich zur Geltung kommen – fast zu unglaublich klingen, um wahr zu sein.

Ebenfalls real sind die Schachspieler, die in dieser Fiktion erwähnt werden, darunter die unvergleichliche Sonja Graf. Sie ist Autorin der in die Handlung eingebauten Textauszüge, gehörig *kursiv* gesetzt, wie alle wörtlichen Zitate, auch und gerade damit sie am Ende vom Kurs abkommen können.

Nicht gesondert erhellt werden muss (außer weil es im Umkehrschluss zugleich verdunkelt), dass es auch die auftretenden Schriftsteller wirklich gab, allen voran Ezequiel Martínez Estrada, dessen fabelhafte Abhandlung über Schach dem interessierten Leser über die diesen Text zierenden Zitate hinaus empfohlen sei.

Absolut real ist schließlich, dass es in Stefan Zweigs *Schachnovelle* eine fiktive Figur namens Mirko Czentovic gibt, wenn über dessen Leben außerhalb des Romans auch nichts bekannt ist.

Sie alle (besagte Schachspieler, besagte Schriftsteller und selbst der nie betagte Großvater Magnus) sind hier als fiktive Figuren tätig und stehen exklusiv im Dienst der Vorstellungskraft des Autors.

Oder juristisch ausgedrückt: »Sofern in diesem Buch historische Ereignisse oder reale öffentliche Personen vorkommen, sind die im Zusammenhang mit diesen Personen beschriebenen Geschehnisse, Örtlichkeiten und Dialoge völlig frei erfunden und haben nicht die Absicht, reale Geschehnisse wiederzugeben oder die vollkommen fiktive Natur dieses Romans ab-

zuändern.« Hiermit seien alle gebührend informiert – die Richter über literarische Verbrechen, die Witwen der Schriftsteller, die noch keine siebzig Jahre lang unter der Erde liegen, und auch die Leser, die ganz genau wissen wollen, wann sie ihren Unglauben pausieren lassen und wann sie ihn reaktivieren sollen.

Nun sind alle Spielfiguren an ihrem Platz, es ist so weit – der erste Zug steht an! Auf ein Neues, im ebenso alten wie frischen, stets spielerischen Wettstreit der Worte.

I

Wenn eine Figur sich hierher auf den Weg macht

Auf dem großen Passagierdampfer, der um Mitternacht von New York nach Buenos Aires abgehen sollte, herrschte die übliche Geschäftigkeit und Bewegung der letzten Stunde. Gäste vom Land drängten durcheinander, um ihren Freunden das Geleit zu geben, Telegrafensboys mit schiefen Mützen schossen Namen ausrufend durch die Gesellschaftsräume, Koffer und Blumen wurden geschleppt, Kinder liefen neugierig treppauf und treppab, während das Orchester unerschütterlich zur Deck-Show spielte. Ich stand im Gespräch mit einem Bekannten etwas abseits von diesem Getümmel auf dem Promenadendeck, als neben uns zwei- oder dreimal Blitzlicht scharf aufsprühte – anscheinend war irgend ein Prominenter knapp vor der Abfahrt noch rasch von Reportern interviewt und fotografiert worden. Mein Freund blickte hin und lächelte. »Sie haben da einen raren Vogel an Bord, den Czentovic.« Und da ich offenbar ein ziemlich verständnisloses

Gesicht zu dieser Mitteilung machte, fügte er erklärend bei: »Mirko Czentovic, der Weltschachmeister. Er hat ganz Amerika von Ost nach West mit Turnierspielen abgeklappert und fährt jetzt zu neuen Triumphen nach Argentinien.«

So beginnt nicht dieser Roman, sondern Stefan Zweigs *Schachnovelle*. Und eine unverrückbare Regel des Spiels lautet: Berührt – geführt, wer eine Figur anfasst, muss sie auch ziehen. Auf dem inneren Brett, das jeder Spieler stets vor Augen hat, können die Figuren beliebig oft vor- und zurückbewegt werden, der Spieler kann sogar die Figuren des Gegners verrücken – kann und sollte, um zu antizipieren, wie die eigenen Spielsteine auf jeden möglichen Gegenzug reagieren werden. Doch hat er sich einmal für einen Zug entschieden und erteilt dem Arm den Befehl zur Ausführung, gibt es kein Zurück mehr. Unser Denken mag eine Dame sein, doch unser Körper bleibt ein Bauer.

Der Profispieler weiß zudem, dass diese irreversible Eigenart der Bewegung schon in Kraft tritt, bevor er auch nur den Kopf der Figur mit den Fingerspitzen streift, denn es vermittelt einen Eindruck von Zweifel, gar Angst, wenn man die bereits in der Luft befindliche Hand wieder zurückzieht. Und im Schach gilt, genau wie im Krieg: Wer Schwäche zeigt, verdoppelt die Stärke des Feindes. Zweifeln ist immer defensiv, nur Denken ist offensiv, und in diesem Spiel geht es ums Angreifen.

Besonders extreme Stimmen behaupten wiederum,

die Kunst, einen Spielzug zu denken, beginne noch viel früher, nämlich mit der Bewegung des Steins, die der Gegner durchführt. Und als könnte auch diese Bewegung, einmal in Gang gesetzt, nicht mehr angehalten werden, dehnte sie der persische Dichter Omar Chayyam auf das Leben an sich aus und postulierte: Bevor der Spieler den Stein bewegt, bewegt Gott den Spieler. Jorge Luis Borges schließlich setzte diese Rückwärtsbewegung fort, bis sie mit der Unendlichkeit zusammenfällt:

*Gott rückt den Spieler, dieser die Figur.
Welcher Gott jenseits Gottes eröffnet
das Spiel aus Staub, Zeit, Traum und Tortur?*

Wenden wir diese erste Grundregel auf ein anderes Spiel an, die Literatur, insbesondere auf die Literatur, welche »das Spiel der Könige« oder »das königliche Spiel« zum Thema hat. Sofern wir dieser Grundbewegung im Schach und in der Literatur folgen, ist eins sonnenklar: Wenn es in der *Schachnovelle* heißt, der junge Wunderspieler Mirko Czentovic habe ein Schiff von New York nach Buenos Aires genommen, um an »einem Turnier« teilzunehmen, so hat diese Bewegung begonnen und wurde sehr wahrscheinlich auch zu Ende geführt.

Wann genau sich dies ereignete, verrät uns der Erzähler nicht, aber es ist auch nicht sonderlich schwer zu erraten. Einerseits ist Dr. B. aus dem Buch *Österreicher* und wird nach dem Anschluss von der Gestapo verhaftet, also nicht vor März 1938. Er verbringt einige Mona-

te eingesperrt in einem Hotelzimmer, und in dieser Zeit lernt er so viele Schachpartien auswendig, dass er von dem Spiel »vergiftet« wird, wie Zweig es nennt. Nach einem kurzen Krankenhausaufenthalt flieht er Richtung Nordamerika, von wo aus er nun nach Rio de Janeiro aufbricht. Andererseits – zeitlich wie räumlich – wissen wir, dass Stefan Zweig das Buch schrieb, nachdem er sich bereits in Brasilien niedergelassen hatte. Dort war er 1940 eingetroffen, nach einer Reihe von Vorträgen in Argentinien und Paraguay. Wir wissen auch, dass er es schrieb, bevor er sich 1941 in seine Autobiografie *Die Welt von Gestern* vertiefte, die, ebenso wie die *Schachnovelle*, erst nach seinem Freitod veröffentlicht wurde.

Genau zwischen dem einen und dem anderen, also zwischen der Flucht des Dr. B. und der Niederschrift des Romans, fand in Buenos Aires das achte Turnier der Nationen statt, bei dem Schachspieler vom Rang eines Alexander Aljechin und eines José Raúl Capablanca teilnahmen. Zwischen diese setzt Zweig seine Figur. Capablanca kam auf der *Neptunia*, die in Neapel abgelegt hatte, ins Land, und Aljechin auf der *Alcántara* aus Rio de Janeiro, aber die Delegationen aus Kanada und Norwegen reisten aus New York an, auf einem Schiff, das just *Argentina* hieß. Daher dürfen wir ohne Furcht, falschzuliegen (oder wenigstens ohne es uns anmerken zu lassen), folgern, dass auch Mirko Czentovic das Land am 16. August 1939 erreichte, eine Woche vor Beginn der Schacholympiade, der ersten, die außerhalb Europas ausgetragen wurde.

Nur kollidiert die Hypothese leider mit den Tatsachen: In der Datenbank des Zentrums für Lateinamerikanische Migrationsstudien (Centro de Estudios Migratorios Latinoamericanos, CEMLA) taucht unter den Einreisenden an diesem Datum kein Mirko Czentovic auf (und auch an keinem anderen Tag). Aber was, wenn auch mein Großvater Heinz Magnus dort nirgends auftaucht, und das, obwohl er nur kurze Zeit vorher eingetroffen war und ebenso real ist wie ich?

2

Und mein Großvater den Registern zufolge nie angekommen ist

13. Juni 1937

Elf Uhr abends, an Bord der Vigo. Eine ungeheure Arbeit liegt hinter mir; und trotzdem ich eigentlich eine gewisse Befriedigung empfinde, dass ich es geschafft habe, denke ich stets an die Eltern und habe immer nur den einen Wunsch, dass nun auch dort alles klappen möge.

Es ist gut, wenn man von vornherein von einer Sache nicht allzu viel erwartet. Vigo. Von außen erscheint das Schiff nicht gerade grandios, aber immerhin ein Schiff, das sich sehen lassen kann. Wir fahren mit dem Tender von der Landungsbrücke fort. Bekannte, zumeist Hausmitbewohner, winken herzlich; sie sind gekommen, um dem kleinen dort geborenen und seit seiner Kindheit stets gedutzten [sic] Knaben, Herrn, Mann ein sehr herrliches Glück für die neue Heimat zu wünschen. Sie stauen; ja, er muss wohl fort, und halb dass es ihnen leidtut, halb dass sie wünschen, dass er Glück drü-

ben haben möge und sich deshalb freuen, winken sie; winken immer wieder, winken, winken rhythmisch und langsam schlaff werdend, so lange, bis das kleine Boot entschwindet.

Die Sauberkeit auf dem Dampfer Vigo überrascht. Weiß gedeckte Tische, weiß bespannte Betten. Die Stewards sind freundlich und hilfsbereit, und im Ganzen hat man bereits im Ausgang ein herrliches Gefühl von zu Hause sein und von Heimeligkeit. Die Besucherzahl ist groß, und so ist viel Lärm ums Essen. Passagiere dürfen essen, Besucher – na, auch diese haben nachher das Stück Brote vorgesetzt bekommen. Der Abschied fällt leicht. Vater und Mutter folgen bald; ein großes Glück fordert, sich dessen verdient zu machen. Eine Frau mit Mann und Kindern scheint viele Freunde hier zu lassen, vielleicht ist es auch die nervenzermürende Wartezeit und die schwierigen Erledigungen, vielleicht die Ungewissheit der Zukunft und die Verantwortung, die auf ihr lastet, die dieser Frau die Tränen in die Augen treten lassen und sie sich nicht beruhigen lässt. Wie viele Schicksale treffen sich wohl auf diesem Zentrum des Lebens, wie viel Freude und Trauer mögen die Menschen erlebt haben, die nun hier 3–4 Wochen verbringen wollen. Die Ausreise nach Südamerika ist Wirklichkeit geworden, morgen früh stechen wir in See.

Das Wetter hat sich bedeutend gebessert, Hamburgs Regen hat sein Vorrecht zu herrschen für kurze Zeit abgetreten, und so strahlt die Sonne auf uns herab.

Es dämmernd, und allmählich melden sich in unzähligen Punkten kleine Lichtlein und werfen so skizzenhaft ein Bild von ihrem Standort. Die Dunkelheit ist nun völlig eingetreten, und aus ihr hebt sich das Märchenschloss heraus – Hamburgshafen stenotypistisch angedeutet durch Lichter und Lichtlein. Bunte und weiße, große und kleine, helle und schwache, aber sie alle gehören zu dieser Welt, und man kann wohl sagen, es ist eine Welt für sich.

Ich weiß mich allein. Ich schaue gen Himmel, und wieder ist das Gefühl da – wenn Gott bei mir ist, was kann da passieren? Und so erscheint mir auch die Entfernung, die wir durchmessen werden, gering – wir bleiben auf dieser Erde, und Gott ist der Gleiche, derselbe, ich bleibe der Ähnliche, schön ist es, wenn man die Hände in Gottes Schoß legen kann. Und wenn er mich auserküren würde, seinen Namen den Menschen zu künden oder selbst nur seine selbstverständlichen Gebote zu halten – wieso tun wir das nicht? Vielleicht wird es mir möglich sein, das zu tun, was meine Pflicht dem Schöpfer gegenüber erscheint – nur einer Hilfe bedarf es.

Dies ist kein literarisches Zitat, sondern es stammt aus dem Tagebuch meines Großvaters väterlicherseits: Heinz Magnus aus Hamburg, der am Samstag, dem 14. August 1937, um sieben Uhr dreißig in der Früh am Dock vier, achter Abschnitt, im Hafen von Buenos Aires ankam. Ich weiß, dass es an dem Tag war, weil die Ankunft der *Vigo* in der Presse gemeldet wurde und er

in sein privates Tagebuch schrieb, dass er auf diesem Schiff unterwegs war, auch wenn sein Name nicht in der Datenbank des CEMLA gelistet ist (wie zum Beispiel der meiner Großmutter Liselotte Jacoby, die einige Monate vor Mirko Czentovic in Argentinien eintraf).

Das Tagebuch meines Großvaters beginnt schon früher, im Dezember 1935, aber dies ist der erste literarische Eintrag, zumindest insofern, dass er beschreibend ist und in der Gegenwartsform Dinge erzählt, die sich bereits Stunden zuvor ereignet haben – so wie man es von einem Roman erwartet, der in der ersten Person erzählt ist (der von Stefan Zweig, um nur ein Beispiel zu nennen). Die Lichter des Hafens als stenografisches Bild dieser schon fernen Welt, in die mein Großvater tatsächlich nie wieder zurückkehren würde (als Ziel für seine einzige weitere lange Reise zog er später die USA vor, was in der Familie nie irgendwer verstanden hat, und meine Aufgabe ist nun, herauszufinden, wieso), könnten sogar in einem der Gedichte vorkommen, die Heinz schrieb, seit er fünfzehn war, und die er in einem Heft mit Inhaltsverzeichnis und Vorwort sammelte, welches ebenfalls in meine Hände gelangt ist. Obwohl es in der Familie immer hieß, Großvater wäre gern Rabbi geworden, enthüllen seine Tagebücher, dass er in Wahrheit gern Schriftsteller gewesen wäre.

Seltsam ist's: obgleich ich, außer kleinem und unbedeutendem Zeug, nie etwas geschrieben habe, sehne ich mich nach dem Schreiben, sehne mich danach,

meine Gedanken auszudrücken. Wie oft sinniere ich über alles nur Denkbare, und glaube doch auch häufig, etwas Wichtiges zu sagen zu haben!

Seine Lebensumstände ließen ihm nicht die Zeit, sich der Literatur zu widmen. Zunächst hatte er für sich und die Eltern die Flucht aus ihrem Heimatland zu organisieren, dann musste er in Argentinien wieder bei null anfangen, und als er bereits eine Familie gegründet und mit seinem Geschäft eine gewisse wirtschaftliche Sicherheit erreicht hatte (den Wendepunkt markiert in dieser Hinsicht die erwähnte USA-Reise im September und Oktober 1950, als meine Großmutter gerade hochschwanger mit meinem Vater war), wurde er herzkrank und starb nach vier Infarkten im Alter von 52 Jahren. Zu diesem Zeitpunkt war mein Vater ein Teenager, bis zu meiner Geburt sollte es noch ein Jahrzehnt dauern. Abgesehen von ein paar Fotos und seiner Bibliothek, aus der ich von Kindesbeinen an immer wieder Bücher stibitzte, wusste ich nichts über meinen Großvater – bis ich seine Tagebücher und sonstigen Papiere entdeckte.

Das geschah zufällig. Beim Durchblättern eines der von ihm geerbten Bücher fiel mir ein kleiner Zettel entgegen. Als ich ihn auffaltete, entpuppte er sich als Beipackzettel eines Medikaments namens Cenestal, das als »Psychostabilisator« beworben wurde, der »die persönliche Anpassung an die Anforderungen oder Zwänge des Alltags leichter, besser regulierbar und weniger leidvoll macht«. Später fand ich heraus, dass es ein Psy-

chopharmakon war, eins der ersten, die im Land hergestellt wurden, wenn auch mit der Garantie eines von Deutschen gegründeten Labors. Der Hauptwirkstoff war Dicarboxin, ein eingetragenes Warenzeichen, dessen magische Zusammensetzung (eine Piperazin-Verbindung) viele unerwünschte Nebenwirkungen hat. Es enthielt auch Ergotamin, eine Substanz, die heute in den USA verboten ist und vor der speziell bei Herzkrankungen gewarnt wird.

Bei einem Familienessen fragte ich, ob irgendwer gewusst habe, dass Großvater Psychopharmaka nahm, und daraufhin gab mir eine Tante sein Tagebuch, als Beweis dafür, dass er schon immer depressiv gewesen sei. Aber das war nur das erste Heft, das im Februar 1940 damit endet, dass er meine Großmutter kennenlernt. In deren Unterlagen fand ich zwei weitere Hefte, die mit großen Lücken bis 1955 reichen (die USA-Reise ist in Briefform erzählt). Seine Frau und später seine Kinder hatten sie aufbewahrt, ganz ähnlich, wie Atheisten religiöse Traditionen wahren, mit einem tiefen Respekt, der lediglich ein noch tieferes Desinteresse verbirgt, denn keiner von ihnen hatte je in eins der Tagebücher hineingeschaut, sie wussten gerade mal, dass es sie gab. Und doch: Diese Hefte waren das Werk meines Großvaters. »Der Spiegel meines Lebens« nennt er sie irgendwo einmal. Kurz gesagt, das Buch, das er immer schreiben wollte und nicht schreiben konnte, »teils weil mir tatsächlich die Zeit fehlt, aber teils auch wegen einer gewissen Nervosität ...«.

Ob es mir je gelingen wird, ein Buch zu schreiben, ist mehr als fraglich bzw. ganz sicher, dass nicht – schreibt er gegen Ende des dritten und letzten Heftes, im Dezember 1953 –. Aber ich glaube zu verstehen, wieso es solche Menschen wie mich geben muss, die sozusagen nichts Richtiges fertigbringen, sondern immer nur träumen, wenn auch mit dem festen Willen des Tuns und Ertragens. Diese Menschen sollen Träger der Ideen sein, die Größere als sie gefasst und ausgesprochen haben. Sie können Mittler sein, denn sie sind genau so nötig wie irgendetwas anderes auf der Erde. Es gibt in dieser Hinsicht keine Wertskala, kein oben und unten, alles steht auf einer Ebene der Endlichkeit der Unendlichkeit gegenüber ...

Der Modell-Schriftsteller per se war für meinen Großvater Stefan Zweig. In meiner Familie kursiert sogar das Gerücht, dass sie verwandt waren, denn der Mädchenname der Mutter meines Großvaters war Zweig. In den Papieren meines Großvaters fand ich die Geburtsurkunde seiner Mutter, und deren Vater (also der Großvater mütterlicherseits meines Großvaters väterlicherseits) hieß Hans Zweig und kam aus Eisleben, der Lutherstadt. Eine Verwandtschaft gibt es folglich, aber anscheinend nicht mit der österreichischen Familie Stefan Zweigs, sondern mit der polnischen Arnold Zweigs, eines weiteren jüdischen, jedoch deutschen Schriftstellers. Meiner ältesten Tante zufolge bestand die Verwandtschaft mit beiden Zweig-Zweigen. Sicher

ist jedenfalls, dass Stefan und Arnold nicht miteinander verwandt waren, es sei denn, der Magnus-Zweig wäre das verlorene Bindeglied.

Die Bewunderung meines Großvaters für seinen falschen Verwandten geht aus dem Adressbuch hervor, in dem er in alphabetischer Reihenfolge sämtliche Bücher notierte, die er kaufte und las. Unter dem Buchstaben Z stehen fünfzehn Werke von Stefan Zweig, mehr als von jedem anderen Autor, der dort aufgelistet oder in seiner Bibliothek zu finden ist. Denselben Eifer verraten seine Lesenotizen, die im Allgemeinen bloße Zusammenfassungen der Bücher ohne persönliche Meinungsäußerung sind. »Bücher lesen, immer mehr Bücher lesen, das ist jedes Mal mein Wunsch, wenn ich ein Buch von Zweig zuklappe«, schreibt er in seinem Tagebuch über *Die Welt von Gestern*. Und in der Notiz zu *Ungeduld des Herzens* steht: »Ein Meisterwerk, außerordentlich fesselnd und voller wunderbarer Kenntnisse.« Letztgenanntes Buch war das erste Geschenk meiner Großmutter für ihn zum Geburtstag, nachdem die beiden sich verlobt hatten, was mir der schlagendste Beweis für die Bedeutung zu sein scheint, die mein Großvater diesem Autor beimaß.

Ich würde gerne behaupten, dieses Buch wiese – neben dem Exlibris von Enrique Magnus (wie sein Name bei der Ankunft in Argentinien verspanischt wurde) – das Etikett der Buchhandlung »Pigmalión« auf. Doch in Wahrheit hat es gar kein Etikett, und da die Widmung meiner Großmutter von 1941 datiert, kann sie es unmöglich in einem Laden gekauft haben, der erst im

darauffolgenden Jahr eröffnet wurde. Andere Bücher, die ich von meinem Großvater geerbt habe, tragen sehr wohl den schwarzen Aufkleber mit winziger Kursivschrift der berühmten Buchhandlung aus der Straße Corrientes 515, spezialisiert auf deutsche und generell fremdsprachige Bücher. Besitzerin war die ebenfalls exildeutsche Jüdin Lili Lebach, und »Pigmalión« (nebenbei gesagt mein Lieblingsmythos) erlangte Ruhm, weil Jorge Luis Borges dort ein und aus ging, aber auch, weil unter dem Label dieser Buchhandlung die Erstausgabe der *Schachnovelle* veröffentlicht wurde, nicht die spanische Übersetzung, sondern das Original, noch vor Zweigs traditionellen Verlagen in Stockholm und London. Es war das erste und einzige Buch, das die Buchhandlung herausgab, in einer Auflage von 250 nummerierten Exemplaren.

Ich bin mir sicher, dass mein Großvater diese Ausgabe kaufte. Das Buch steht in seinem Adressbüchlein vor anderen von Zweig, die in späteren Jahren veröffentlicht wurden. Und doch befand es sich nicht in seiner Bibliothek. Ein Jammer, nicht nur weil ich dann etwas besitzen würde, das auch mich direkt mit Stefan Zweig verbindet (die Ausgabe entspricht dem heute verlorenen Manuskript, das er seinem Übersetzer ins Spanische schickte), sondern vor allem, weil mein Großvater in seinen Büchern Sachen aufzubewahren pflegte, von Zeitungsartikeln bis zu – wie berichtet – Beipackzetteln von Medikamenten (aber nie Geldscheine, Großvater!), und das hätte mir helfen können, eins der großen Rätsel zu lösen, die sein Leben umgeben.

Bezüglich des Schicksals dieses Büchleins, das als nummerierte Erstausgabe wohl keinen geringen kommerziellen Wert hat, habe ich so meinen Verdacht. Bei der Suche nach dem Namen meines Großvaters im Internet stieß ich auf eine Ausstellung jüdischer Kinderbücher, die 2001 in Frankfurt stattfand. Hingewiesen wurde auf das merkwürdige Exlibris eines gewissen Enrique Magnus. In der Beschreibung heißt es:

Zwischen zwei Kontinenten schwimmt ein Buch. Das Exlibris von Enrique Magnus, der vor seiner Emigration vermutlich Heinz Magnus hieß, symbolisiert das Schicksal der meisten der circa 420 Werke, die in der Ausstellung »Jüdisches Kinderleben im Spiegel jüdischer Kinderbücher« gezeigt werden.

Ich schrieb eine E-Mail an das Museum und fragte, wann sie das Buch gekauft hätten und von wem, denn ich glaube nicht, dass mein Großvater je irgendeins seiner Bücher verkauft hat. In der Antwort erklärte man mir, man habe es nicht wegen des Buchs, sondern wegen des Exlibris gekauft, auf dem ein überdimensioniertes und strahlendes Buch zu sehen ist, das zwischen Amerika und Europa über dem Atlantik schwebt. Es unterscheidet sich von traditionellen Exlibris sowohl wegen der dramatischen Idee als auch wegen seiner armseligen Ausführung. Das ließe sich am einfachsten durch einen Nachdruck des Bildes beweisen, aber dies hier ist ein jüdischer Roman, zumindest in der Hinsicht, dass er sich an das zweite Gebot hält, keinen Bil-

derkult zu betreiben – vielleicht auch von daher unsere geheime Sehnsucht nach Pygmalions Galatea.

In der Antwort des Museums wurde mir auch der Name des Buchhändlers offenbart, der ihnen das Buch verkauft hatte. Es war der Großvater eines Schulkameraden von mir. Das Geschäft dieses Mannes, den ich nie persönlich kennengelernt habe, bestand darin, für wenig Geld komplette Bibliotheken aufzukaufen, vor allem innerhalb der deutschjüdischen Gemeinde. Davon verkaufte er anschließend nur einige wenige weiter, diese aber für gutes Geld, zum Beispiel an europäische Sammler. Meine Hypothese ist, dass er das Kinderbuch mitsamt einer ganzen Büchersammlung von jemandem gekauft haben muss, der meinen Großvater kannte, oder jedenfalls dieses Buch von ihm hatte – und wer weiß, ob nicht noch viele andere mehr.

Wie üblich ließ mein Großvater sich diese Exlibris machen, weil er Bücher verlieh und nicht immer zurückbekam. Paradoxerweise war es in diesem Fall genau das als Garant für die Rückgabe gedachte Exlibris, das zum Hauptgrund für die Nichtrückgabe wurde. Dennoch wäre er, glaube ich, stolz gewesen, dass seine Kreation wertvoller wurde als das Buch an sich und schließlich als Ausstellungsstück in seinem Heimatland landete. Die Sorgfalt, die er auf die Komposition verwendete, zeigt, dass er den Vorwand, seine Bücher zu schützen, nebenbei dazu nutzte, ihnen sein Siegel aufzudrücken, im künstlerischen, pygmalionesken Sinn der Wendung. Zu meinem Bedauern, weil mich das vermutlich darum gebracht hat, jetzt aus einer Erstaus-

gabe der *Schachnovelle* zitieren zu können und vielleicht, zwischen den Seiten eingeschmuggelt, irgendein Dokument zu finden, das Licht auf Mirko Czentovics Abenteuer in Buenos Aires werfen würde.

Über die Streifzüge von Stefan Zweig selbst habe ich hingegen einiges zu berichten. Er besuchte die Stadt 1940, bevor er sich in Brasilien niederließ. Ich zitiere wieder aus dem Tagebuch meines Großvaters:

29. 10. 1940

Heute hörte ich Stefan Zweig über »La Unidad del Espíritu en el mundo« [»Die Einheit des Geistes in der Welt«]. Er sprach in Spanisch im Colegio Libre. Die Quintessenz seiner Rede war die, dass es natürlicherweise keine Grenze zwischen Land und Land, zwischen Menschen und Menschen gäbe, sondern dass wir uns alle verstehen könnten. Besonders schön war der Vergleich der Musik, von der er die Tatsache hervorhob, dass sie von allen Menschen verstanden würde, allen etwas kündend in ihrer Universalsprache. Sodann stellte er fest, dass nun in Europa der Geist der Kultur nicht mehr seinen Sitz haben könne, und so fordere er die hier lebenden Menschen auf, die Erben dieser großen Kultur zu sein. Ich hatte von dem Vortrag bedeutend mehr erwartet, aber musste sehen, dass sogar dieses verhältnismäßig niedrige Niveau absolut keinen Eindruck auf die Hiesigen machte.

Und ich sah mit einem Male das Entsetzliche vor mir, dass tatsächlich unsere wunderbare, so sehr in

Europa gepflegte Kultur unwiderruflich verloren gehen wird, ja wenn sich nicht Menschen finden, die sie davor bewahren und weiter pflegen. Auch Nordamerika ist nicht der Boden für die Kultur, die wir meinen. Wir verlieren sie, unweigerlich wird sie uns verlassen, wenn sich nicht ein Häufchen Menschen zusammentut, um das zu retten, was noch zu retten ist. Und deshalb habe ich den Plan gefasst, sofern ich Zeit habe und keine finanziellen Sorgen mir das Vorhaben zerstören, zu versuchen, Anfang nächsten Winters einige Menschen zusammenzutrommeln, um dieses zu tun. Es ist nunmehr nötig, sich darüber klar zu werden, wie man das machen kann. Darin sehe ich mit einem Male wirklich für mich eine große Aufgabe.

Deutschland war schon in Frankreich eingefallen, und mein Großvater war überzeugt, ein totaler Triumph der Nazis würde eine Rückkehr »ins tiefste Mittelalter« bedeuten, daher war es so wichtig, zu retten, was noch zu retten war. Ein Eintrag aus dem folgenden Jahr kommt auf das Thema mit der Aufgabe zurück, wieder mit einem fast wahnhaften Niveau megalomaner Euphorie, was nebenbei zeigt, dass mein Großvater nicht depressiv, sondern wenn überhaupt manisch-depressiv war, also einer von denen, die heute als bipolar bezeichnet und eben genau mit Psychopharmaka behandelt werden.

3. 4. 41

Im Disraeli [von André Maurois] gibt es einen Satz – diesmal schreibt mein Großvater im Originaltagebuch auf Englisch –, in dem es um Cäsar oder Napoleon geht. Stelle man sich vor, sie wären gestorben, ohne Anerkennung gefunden zu haben, und wären sich dabei stets bewusst gewesen, dass ihre übernatürlichen Energien verschwinden könnten, ohne ihre Wunder zu vollbringen. Manchmal denke ich ganz etwas Ähnliches. Auch wenn ich nur selten dieses übernatürliche Gefühl habe, für eine besondere Aufgabe bestimmt zu sein. Je weniger ich Gottes Pfad folge, desto weniger tritt dieses Gefühl auf.

Als er fünf Jahre zuvor an Bord der *Vigo* gegangen war, sah Magnus Gottes Wort als seine Aufgabe. Diesen Platz würde später Stefan Zweig einnehmen. Nur so ist zu verstehen, warum mein Großvater in derselben Aktenmappe aus rotem Kunstleder, in der mich seine Dokumente und sonstigen wichtigen Papiere erreichten, auch den Zeitungsausschnitt aus der Zeitung *Critica* aufbewahrte mit den Fotografien des Schriftstellers und seiner Frau, wie sie tot in ihrem Bett in Petrópolis liegen. Zweigs Selbstmord Anfang 1942 traf meinen Großvater hart. Seinem besten Freund gegenüber drückte er in einem Brief, der ihm so wichtig war, dass er eine Kopie davon in sein Tagebuch klebte, seinen Kummer aus:

Eine große Trauer ist in meinem Herzen. Immer wieder muss ich denken: Stefan Zweig ist tot, Stefan Zweig ist tot. Unfassbar, unsagbar ...

Heinz Magnus bringt auch den Vortrag von 1940 zur Sprache, bei dem Zweig auf ihn schon lustlos und ausgebrannt gewirkt habe. Ohne ihn vollends zu rechtfertigen, versteht er den Freitod als Akt der Freiheit und mutmaßt, dass Zweigs Herz, weil es mit den anderen Herzen gefühlt habe, so viel Traurigkeit und Verzweiflung in der Welt wohl nicht länger habe ertragen können. »Ich erkläre mich zum Anhänger von Zweig«, wiederholt er in seinem Brief, der mit der Ankündigung schließt, an diesem Sonntag wolle er gemeinsam mit seiner baldigen Frau Liselotte Jacoby eine Novelle von Zweig zu seinem Andenken lesen.

Nur wenn man seine Beziehung zu Zweig kennt, erklärt sich, warum er diese schrecklichen, »per Flugzeug von *Crítica* eingeflogenen Exklusivfotos« aufbewahrt hat, zusammen mit so wichtigen Dokumenten wie den Postsparbüchern oder den Karten vom jüdischen Friedhof von Tablada, auf denen steht, in welchen Gräbern seine Eltern ruhen. Und erst durch diese Hintergrundgeschichte bekommt die Überraschung einen Sinn, die mir zwischen denselben Papieren der Fund einer Bescheinigung von 1956 bereitete, in der versichert wird, dass mein Großvater eigentlich katholisch war.

Monsignore Dr. Alejandro Schell, Prälat Seiner Heiligkeit, Bischof der Kirchengemeinde Nuestra

Señora de la Paz, bescheinigt, dass Herr Enrique Magnus, 42 Jahre alt, gebürtiger Deutscher, seit zwanzig Jahren im Land und eingebürgerter Argentinier, gegenwärtig wohnhaft in der Straße Monroe 4140 in der Landeshauptstadt Buenos Aires, römisch-katholischen Glaubens ist. Als langjähriger Bekannter wird der Wahrheitsgehalt mit Unterschrift und Stempel bezeugt.

Der andere Zeitungsausschnitt, der bei dem von Zweig lag, ist ein langer Artikel aus der Zeitung *La Nación* aus dem Jahr 1963, in dem die Einsetzung von besagtem Monsignore Alejandro Schell als Titularbischof in Lomas de Zamora durch den Papst verkündet wird. Was kann meinen Großvater an der Ernennung eines Bischofs interessiert haben? Woher kannte er ihn, damit dieser ihm eine Bescheinigung ausstellte, die eine Lüge bezeugte? Und warum ließ er sich überhaupt eine solche Bescheinigung anfertigen?

Im Unterschied zum Cenestal-Beipackzettel hatte für dieses andere Papier keiner aus der Familie eine Erklärung. Eine Möglichkeit ist, dass es mit seiner Herzkrankheit zu tun hatte, wegen der er verschiedene Ärzte konsultierte, darunter Dr. Tiburcio Padilla, den Chefarzt vom Hospital de Clínicas. Über diesen Padilla geht das Gerücht, er sei Antisemit gewesen, denn in seiner Zeit als Minister für öffentliche Gesundheit in der Militärregierung, die Frondizi 1962 stürzte, ließ er im Malbrán-Institut intervenieren und entthob den Direktor, Ignacio Pirotsky, seines Amtes. Des Weiteren

wurden vier Mitglieder der Abteilung für Molekularbiologie beseitigt, wo ein für die damalige Zeit sehr fortschrittliches Programm für genetische Studien durchgeführt wurde. Der Leiter dieser Abteilung war ebenfalls ein Jude, César Milstein, der unverzüglich zurücktrat und nach Cambridge ging, wo er später den Nobelpreis für Medizin erhielt. In einem weiteren Artikel aus dem Jahr 1963 lese ich diese Sentenz von Dr. Tiburcio Padilla: »In jedem staatlichen oder städtischen Krankenhaus müssen psychiatrische Abteilungen eingerichtet werden. Die Vorstellung ›Napoleon ist ein Verrückter‹ (ein Ausspruch von Alberto Mondet) muss zerschlagen werden; es ist einfach eine Krankheit, wie Herz- oder Magenleiden oder Tuberkulose.«

War Padilla etwa so antisemitisch, dass er keine Juden behandelte, und mein Großvater sich deshalb bescheiden ließ, dass er keiner war? Sollte es Padilla gewesen sein, der ihm Ende der 50er, genau vor seinem ersten Infarkt, eine derart schädliche Medikation wie das Ceststal verschrieb, geleitet von der psychiatrischen Auffassung, dass Bipolarität eine Krankheit sei, die mit Medikamenten und nicht mit Therapie geheilt wird?

Diese Fragen, für die ich nur schwerlich Antworten in irgendwelchen Registern finden werde, trieben mich dazu an, diesen Roman zu schreiben, der auch der Roman meines Großvaters ist. Meiner festen Überzeugung nach nahm das Mysterium beim Schachtturnier von 1939 seinen Anfang, mit dem Buch, das Heinz Magnus aus Zeitmangel (und wegen einer gewissen Nervosität!) nie schreiben konnte.

3

Wäre ein Paar zu erzwingen

Genau wie Mirko Czentovic kam Sonja Graf auf eigene Faust und ohne einen festen Turnierplatz ins Land. Mit dem Naziregime konfrontiert, war sie nach London ins Exil gegangen, von wo aus sie anreiste, um – unter welcher Flagge auch immer – gegen Vera Menchik de Stevenson zu spielen, die absolute Meisterin bei den Frauen.

Mit genau dieser Vera Menchik spazierte sie nun durch die einzige ausländische Niederlassung von Harrods, wo gerade das Ende des Geschäftsjahrs mit einem »Großen Schlussverkauf vor der Inventur« gefeiert und »wirklich sensationelle« Preise versprochen wurden. Auch wenn keine unserer beiden Schachspielerinnen sonderlich daran interessiert war, ein heruntergesetztes englisches Porzellanservice zu erstehen, waren sie doch fasziniert davon, dass dieses Gebäude, das selbst in London imposant gewirkt hätte und sogar in Berlin schwer aufzutreibende Luxusgegenstände feilbot, in dieser fernen, unwahrscheinlich südlich gelegenen Stadt stand, obgleich es in Buenos Aires im Grun-

de genommen – angefangen bei der Kälte – fast nichts gab, das nicht den Eindruck erweckte, fehl am Platz zu sein.

An einem überdachten Ort spazieren zu gehen, hatte noch einen weiteren Vorteil neben dem, sich vor den überzeugend winterlichen Temperaturen im Freien zu schützen. Vor der Reise nach Argentinien hatte Sonja Graf gehört, dieses Land werde von halbwilden Indios bewohnt und grundlegende Bequemlichkeiten wie das Automobil seien unbekannt. Kaum war sie von Bord gegangen, wurde ihr jedoch klar, dass die größte Gefahr in der Stadt nicht die Ureinwohner, sondern genau die Autos waren, dabei fuhren sie damals noch wie in London links. »Passanten zu sehen, die beim Überqueren der Straße Pirouetten zwischen den tausend Automobilen drehten, war für mich neu und machte mir Freude und Angst zugleich. Bei jedem Schritt erwartete ich einen Unfall«, würde Sonja Graf später in *Así juega una mujer* (zu Deutsch: *So spielt eine Frau*) schreiben, einem der beiden Bücher, die sie nach ihrer Übersiedlung ins Land in den Jahren 1941 und 1946 veröffentlichte.

»Nein, nicht mein Vater, der meiner Freundin!«, wiederholte Sonja in diesem Moment und sprang mit einem Satz von der Treppe.

»Welche Freundin?« Vera folgte ihr langsam und behäbig. Sie fragte sich in wehmütiger Erinnerung an die elektrischen Rolltreppen bei Harrods in London, was heutzutage wohl der größere Luxus war, der Marmor oder die technische Ausstattung.

»Die, von der ich dir erzählt habe. Die mich zu sich nach Hause eingeladen hat, weil es zu spät war, zu mir zurückzufahren.«

Bei ihrem holprigen Englisch und der begrenzten Aufmerksamkeit, die ihre Kollegin ihr schenkte, lief Sonja Grafs spontanes Geständnis Gefahr, missverstanden zu werden (wie es, den in Zeitschriften und im Internet kursierenden Hinweisen auf einen Missbrauch in ihrer Kindheit nach zu urteilen, auch tatsächlich geschah). Zwar stimmte es, dass ihr Vater sie schlug und die Mutter sie mit beißender Gleichgültigkeit misshandelte, doch sexuellen Missbrauch hatte sie bei sich zu Hause nicht erlitten. Andernorts war sie jedoch Zeugin eines solchen Missbrauchs geworden, eben genau bei jener Freundin, die sie zum Übernachten eingeladen hatte. Das erzählt sie ganz klar in ihrer konfuse Autobiografie *Yo soy Susann* (zu Deutsch: *Ich bin Susann*), dem anderen Buch, das sie ebenfalls auf Spanisch veröffentlichen würde, wenn bei der Übersetzung das Original auch vermutlich *sotto voce* mitlief, denn sie klingt so wörtlich, dass man stellenweise das verlorene Original ohne Einbußen rekonstruieren kann.

Zu einer Zeit wurde Susann – Graf benutzt ihren wirklichen Namen und spricht dann in der dritten Person von sich selbst – von ihren Eltern tagsüber immer zu einer verheirateten Schwester geschickt, um auf deren kleine Kinder aufzupassen und ihr bei der Hausarbeit zu helfen. Das tat sie nur zu

gern, denn es war eine Möglichkeit, der Tyrannei ihrer Eltern zu entkommen. Normalerweise kam sie erst spät zurück.

Eines Tages traf sie eine alte Mitschülerin wieder, und fortan besuchten die beiden gemeinsam Tanzveranstaltungen, Feste und Kinovorführungen und gingen mit jungen Männern aus. Wenn ihr Vater sie fragte, warum sie abends so spät zurückgekommen sei, sagte Susann als Ausrede: »Ich war bei meiner Schwester.«

Eines Abends wurde es sehr spät, und die erschreckte Susann vertraute ihrer Freundin an, dass sie um diese Zeit weder zu sich nach Hause noch zu ihrer Schwester gehen könne. Was sollte sie nur machen? Die Freundin bot ihr an, dass sie ruhig mit bei ihr im Zimmer schlafen könne. Susann nahm an. Bevor sie hineingingen, sagte ihre Mitschülerin jedoch: »Pass auf, zieh die Schuhe aus und sei leise, ich schlafe im Zimmer meiner Eltern.«

Leise schlichen sie hinein, und niemand bemerkte ihr Kommen. Nach einer langen Stille hörte Susann den Vater flüstern:

»Bist du das, Tochter? Du bist spät gekommen. Ist dir nicht kalt ...?«

»Ja, mir ist kalt.«

»Warum kommst du dann nicht zu mir ins Bett? Ich kann dich ein bisschen aufwärmen.«

Die Freundin verließ ihr Bett und kroch in das des Vaters. Es vergingen ungefähr zwanzig Minuten; auf einmal wollte Susann ihren Ohren nicht trauen,

doch zweifellos hatten Tochter und Vater gerade intimen Verkehr miteinander ...

Riesiger Abscheu befiel das Herz der Besucherin und verschloss ihre Kehle. Noch vor dem Morgengrauen stand sie auf und verabschiedete sich, ohne ein Wort über das zu verlieren, was sie beobachtet hatte. Von da an mied sie das Mädchen und vergaß das hässliche und unglaubliche Ereignis allmählich.

Etwas Derartiges gesehen zu haben, und insbesondere, diesen Schluss aus dem gezogen zu haben, was ihren Augen verborgen geblieben war, schockierte sie nicht nur schrecklich, es hatte auch unmittelbare Konsequenzen für ihr eigenes Leben. Zwei Monate später stand ein Detektiv bei ihr vor der Tür und sagte, er ermittle wegen Gerüchten über die inzestuösen Beziehungen dieses Mannes. Er fragte sie, ob ihr, als Freundin des Opfers, etwas Merkwürdiges aufgefallen sei. Zwar dachte sie zuerst daran zu lügen, doch der Mann blieb hartnäckig, »auf ganz geschickte Art, er schwor, dass er niemals ihren Namen nennen würde, und dass sie vor Gott verpflichtet sei, zu sagen, was sie wisse, denn eine solche Sache verstoße gegen alle menschlichen Gesetze«.

Susann-Sonja erzählte also, was sie gesehen hatte, und weitere zwei Monate später erhielt sie eine Vorladung zu dem entsprechenden Gerichtsverfahren, dem aktuellen Stadtgespräch. Im Gericht erlebte sie zum ersten Mal Schüchternheit und sogar Angst. Nachdem sie ihren Eid und ihr Zeugnis abgelegt hatte, erlebte sie dann auch noch die Tricks der Rechtsanwälte.

Mit einem aufgesetzt freundlichen Gesichtsausdruck kam er auf Susann zu und fragte:

»Hast du schon mal mit Männern zu tun gehabt?«

Rot bis zu den Ohren, antwortete die Befragte:

»Das sind ganz persönliche und private Dinge, und ich weigere mich zu antworten.«

Worauf der Fragensteller erwiderte:

»Aber, aber! Denk noch einmal gut darüber nach, willst du uns nichts sagen?«

Ihre wiederholten Worte waren klar und deutlich zu vernehmen:

»Ich weigere mich zu antworten!«

Das Mädchen erkannte eine immense Bosheit in den Augen ihres unangenehmen Befragers, der wieder das Wort ergriff und sprach:

»Wie kannst du dann wissen, dass Vater und Tochter intim miteinander waren ...?«

Die völlig verzweifelte Susann wurde des Meineids für schuldig befunden, während der wahre Schuldige und seine Tochter frei und unschuldig blieben. Und das nennt man Gerechtigkeit!

Sonja-Susann verbrachte zehn Tage im Gefängnis. Anschließend erfolgte die körperliche Züchtigung durch ihren Vater. Noch später wurde sie in ein von Nonnen geleitetes Erziehungsheim gesteckt. Vom Heim würde ihr nur, voll Glück und ein klein wenig Schuldgefühl, eine feurige Begegnung mit einer Gefährtin in einem dunklen Treppenhaus in Erinnerung bleiben. Aber davon erzählte sie ihrer Kollegin Vera Menchik nichts.

Erst Jahre später würde sie sich in ihrem Buch trauen, das publik zu machen, vielleicht aufgrund des irrationalen Anflugs, den das eigene Leben bekommt, wenn man es in einer fremden Sprache darstellt (was bei diesem Gespräch ja auch Englisch für sie war!).

Nennenswert ist jedoch nicht, was Sonja Graf Vera Menchik *nicht* erzählte, sondern dass sie beschloss, etwas so Intimes wie jene grauenhafte Erfahrung einer Person anzuvertrauen, die nichts weniger als ihre schärfste Rivalin war. Vielleicht lag es daran, dass sie nie ganz verstanden hatte, ob ihre Freundin sie mit zu sich nach Hause genommen hatte, weil sie sich nicht bewusst war, wie merkwürdig ihre Lebensverhältnisse waren, oder eben, um eine direkte Zeugin für das zu haben, was sie erdulden musste. An Bord des Schiffs hatte Sonja sich diese Frage erneut gestellt, auch weil ihr ein Spielpartner fürs Schach abging, und jetzt wiederholte sie sie einer Schachspielerin gegenüber, als könnte diese sie mit ihrer Antwort in einen sicheren Hafen führen. Höchstwahrscheinlich war es jedoch eine mehr oder minder unbewusste Strategie, ein Spielzug, der dem ersten, den sie später am Brett machen würde, voranging, eine heimliche Eröffnung.

Ihre Chancen zu gewinnen waren dennoch gering. Die Repräsentantin für Russland, die zur Repräsentantin für England geworden war (nachdem sie viele Jahre lang die Tschechoslowakei repräsentiert hatte), trug den Titel seit der ersten Weltmeisterschaft 1927 und schien dazu bestimmt, ihn auf Lebzeiten zu behalten. Das würde sie auch tatsächlich, allerdings nicht in dem